



75-5561

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Zweiundvierzigster
Jahresbericht 1973

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1974

ZG 75/11
F. o. Keller

GOTTFRIED KELLER GESELLSCHAFT

Zweihundvierzigster
Jahresbericht 1973

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT
MÜNCHEN 1974

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Sekretär (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott.

«SACHLICHES STUDIERNEN ...»

Gottfried Keller als Literaturkritiker

Es ist der 19. Juli 1889, der 70. Geburtstag Gottfried Kellers. In Seelisberg, wo sich der Dichter seit zwei Wochen aufhält, wird ihm vom Kanzler der Eidgenossenschaft, Karl Ringier, ein Schreiben des Bundesrates überreicht. *Josef Viktor Widmann* ist der Verfasser. Unter anderem heisst es darin: «Das zeitgenössische Schrifttum deutscher Zunge kennt keinen besseren Namen als den Ihrigen, und wenn infolge dessen die Blicke des Auslandes in ähnlicher Weise, wie einst zu Albrecht von Hallers Zeiten, nach der Schweiz gerichtet sind, so kommt dies auch den sonstigen literarischen und künstlerischen Bestrebungen des ganzen Landes zu gute, das in Ihnen geehrt wird¹.»

Unmässiges Lob, «enthusiastisches und einseitiges Zuviel»² hat Keller immer verstimmt; es wird ihm, wie er einmal dem Verleger Hertz schreibt, «fast unheimlich ... bei manchem unmotivierten Gerühmsel», weil «irgend ein Rückschlag hinter dem Nebel zu lauern scheint»³. Unbehagen mag Keller auch empfinden, als er das Glückwunschs Schreiben des Bundesrates in Händen hat. Beim Nachtessen – nur wenige nahe Freunde sind dabei: der Bundesrichter Hans Weber, der Philosophieprofessor August Stadler, Arnold Böcklin⁴ – werden einige Worte an ihn gerichtet. Der Dichter antwortet: Er bedaure, so rekapituliert ein Zeitungsbericht über die kleine Feier Kellers Erwiderung, dass er nicht mehr geleistet «und namentlich so wesentliche Arten von Poesie, wie zum Beispiel das Drama, aus einer Art geistiger Trägheit unkultiviert gelassen habe, obwohl er sich schon von früher Jugend mit dramatischen Entwürfen getragen. Er sprach auch mit Skeptizismus von der ihm in neuerer Zeit so günstigen Strömung der Kritik, und äusserte sich unter anderem dahin, er kenne die Autorität nicht und müsse ernstlich fragen, wer diese Autorität eigentlich sei, die ihm einen relativ so hohen Rang am deutschen Dichtershimmel vindiziert wissen wolle⁵.»

Kellers Frage gilt zunächst – falls er ihn nicht sogleich am preisenden Tenor erkannt hat – dem Verfasser des bundesrätlichen Schreibens; sie gilt aber auch den Instanzen, die sich mit der Dichtung befassen, und

ihrer Legitimation. Es ist die Frage, die ihn angesichts des Literaturbetriebs in Deutschland, nicht weniger in der Schweiz beschäftigt, seit seine eigene schriftstellerische Arbeit einsetzt. Mit spontaner Schärfe, welche die Jahre nicht mindern, urteilt er über das «angehende Alexandrinertum», die «überwuchernde Unberufenheit» in den literarisch-kritischen Zeitschriften, die sich mit «endlosem Gewäsche» geltend machen, und über die Kritiker, denen es am «unbestochenen und gesunden Urteil» fehlt; Widmann gegenüber äussert er: «Es ist merkwürdig, wie wenig auch nur kritisches Interesse heutzutage vorhanden ist, um Sachliches zu studieren und Dinge zu betrachten, die man nicht selbst gemacht hat, sobald sie nicht in die Schablone passen⁶.»

Seine Kritik verschont auch nicht die an den Hochschulen lehrende Germanistik, die «Fachgelehrsamkeit und schulmässige Weisheit», die Schule des Positivismus vor allem. Freilich schwankt Keller gegenüber *Wilhelm Scherer* und seinen Schülern zwischen Ablehnung und Zustimmung; er verwirft die Methode, die auf dem «tiefgehenden Missverständnis» beruht, etwa die zweite Fassung des «Grünen Heinrich» «in philologischer Weise» mit der ersten zu vergleichen, als Ausgaben A und B, und so «den Nachweis der Verballhornung» durch den Dichter selbst zu erbringen. Als Persönlichkeiten leuchten ihm *Scherer*, *Schmidt* und andere ein: «... die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienst zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sichern Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als gar nichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist⁷.»

Als sich 1854 Keller selbst die Gelegenheit bietet, Dozent für Literatur- und Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich zu werden, lehnt er ab: «Denn es ist einmal ein Unterschied zwischen Lehren und Produzieren», schreibt er, und: es kann nicht «meine Bestimmung sein ..., aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden». Diesen Punkt berührt er wieder, als im Sommer 1857 noch einmal eine Professur für ihn erwogen wird; er vermag nicht zu sehen, wie er «einen Gegenstand ein ganzes Semester hindurch genügend schulmeisterlich werde auseinanderzerren und ausdehnen können, da wir Poeten mit unserm Instinkt und unserer Meinung über eine Sache ja bald im reinen sind»⁸.

Diesen Gedanken nimmt Keller 25 Jahre später in dem kleinen Essay «Ein bescheidenes Kunstreischen» auf: «Alle Liebhaber, Dilettanten, Schreibekritiker regen weder an, noch ist etwas von ihnen zu lernen»; in einem Brief aus der gleichen Zeit erklärt er: «Von den Experimental-

Ästhetikern», den Dilettanten also, «ist so wenig Gutes zu erwarten als von den philologischen germanistischen Realkritikern, weil beide bereits die Seele des Geschäftes verloren oder nie gekannt haben.» «Der wirkliche Kunstgenosse dagegen weiss auf den ersten Blick, was er sieht, und beim Austausch der Urteile und Erfahrungen verständigt man sich mit wenigen Worten», fährt der Dichter im «Kunstreischen» fort⁹.

Heisst das, diese Aussage auf die Dichtung übertragen: der Dichter schätzt den Dichter am sichersten ein? Wer den Briefwechsel Kellers durchgeht, wird feststellen, dass ein solcher Schluss voreilig wäre. Immer wieder muss er, wie er es nennt, «nach bekannter Unart gegen die Kritiker»¹⁰, wenn *C. F. Meyer*, *Theodor Storm* oder *Paul Heyse*, von ihren Prinzipien dichterischer Gestaltung her, seine Werke beurteilen. Unverständnis begegnet ihm vor allem dort, wo von Episoden in Kellers Novellen die Rede ist, die das Siegel des Absonderlichen tragen: die «nährischen Vorstellungen», die «Unwahrscheinlichkeiten», der schwarze Quast der Seldwyler zum Beispiel. Und das Stutzen Meyers, Storms und Heyses veranlasst Keller gelegentlich, gerade diese Eigenart zu rechtfertigen, wohl weil er darin eine wesentliche Komponente seiner Novellistik sieht. Er beruft sich auf den Realitätswert dieser «dummen Spässe» oder auf «eine ungeschriebene Komödie», die in ihm lebe «und deren derbe Szenen ad hoc sich gebären und in meine fromme Märchenwelt hineinragen».

Seine Erklärungen wandeln sich unter der Hand zur Kritik, wenn er in diesem Zusammenhang auf das Recht des Dichters hinweist, «zu jeder Zeit an das Parabelhafte, das Fabelmässige ohne weiteres anzuknüpfen». Da klingt verhalten der Vorwurf an die Freunde mit, die «Seele des Geschäftes», die reine Poesie verloren zu haben. Und vielleicht ist dieser leise Vorwurf auch zu hören in einem Brief an Heyse, der mit Hilfe Theodor Storms seine Gedichte für eine neue Ausgabe zusammenstellt: «Ich fürchte, es ist da eine Art Sperlingskritik geübt worden, wie ... Schiller sagte ...¹¹.»

Nein: nicht den Schriftstellern, den Dichtern spricht Keller die Fähigkeit des rechten Urteilens zu. Soweit die Quellen zu entscheiden erlauben, sind es vor allem *Hermann Hettner*, *Friedrich Theodor Vischer* und *David Friedrich Strauss*, die Kellers Vertrauen in Dingen der literarischen Kritik haben. Hettner charakterisiert er mit immer gleichen Stichworten: «von seinem Gegenstande begeistert», «in seinem Forschen und Denken leicht und glücklich vordringend», ist er «von dem freisinnigen Geiste der Zeit getragen»; er «reisst mit sich fort»; «ein ausdauernder und teilnehmend treu gesinnter Freund», der «lebendigen Anteil nimmt», glänzt er «mit

einer Musterleistung wissenschaftlicher Rednergabe», einem «freifliessenden belebten Vortrag». An Hettners Hauptwerk, der «Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts», schätzt Keller den «Mangel an Gelehrttuelei» und dass «alles an seiner rechten Stelle steht und fast mühelos seine Wirkung tut, ohne mit ostensiblen Parabasen und eigensinnigen doktrinären Satzlabyrinthen dem Leser Gewalt anzutun». Eine Berufung Hettners an das Polytechnikum nach Zürich, die allerdings nicht zustande kommt, ist Keller auch unter einem weitem Gesichtspunkt erwünscht: «... ich würde mich in rühriger Tätigkeit mit ihm verbinden, es liesse sich von dem freien Boden Zürichs aus kräftig auf die korrupten und verwirrten Literaturzustände Deutschlands einwirken durch Gründung eines Journals etc., so dass auch nach dieser Seite hin unsere heimatlichen Zustände an geistiger Regsamkeit und Mannigfaltigkeit gewinnen würden¹².»

«... Vischer ist bei allen Launen doch noch einer von denen, die einen Halt gewähren und deren Fleisch von guter und edler Textur ist. Auch hat er eine schöne künstlerische Ader, welche nicht nur seinem Metier zugeht, sondern auch seinen Umgang angenehm macht», schreibt Keller 1860 in einem Brief an Hettner. Vischers Neigung für die Poesie wirkt sich anregend auf seine wissenschaftlichen Arbeiten aus; darin sieht Keller den Vorzug von Vischers Shakespeare-Aufsätzen; «... ein eigentliches Buch ‚Shakespeare als Künstler‘, welches ihn im Geheimnis seiner reichen dichterischen, dramaturgischen Werkstätte aufsucht», könnte nur Vischer schreiben, bemerkt er in der Rezension der «Kritischen Gänge»: Vischer, «welcher ... manche schöne Vorarbeit über Shakespeare gemacht hat und, was das rein Künstlerische betrifft, zu der wissenschaftlichen Ästhetik noch eine eigene entschieden künstlerische Ader hinzubrächte. Denn ohne diese soll keiner daran denken, dem Mangel ab-zuhelfen»¹³.

Vischers Keller-Studie von 1874 nimmt der Dichter dankbar auf: «... es freut mich sowohl die Kritik als das Lob, beides gleich; auch kann ich sagen, dass ich zum erstenmal das hervorheben und zitieren höre, was man in der Stille, wie das so zu gehen pflegt, hervorgehoben zu sehen wünscht.» Die Bedenken des Kritikers gegen den Schluss der ersten Fassung des «Grünen Heinrich» veranlassen Keller, auf seine Absicht – sie ist so alt wie der Roman selbst – zurückzukommen und Heinrich Lee leben, ihn seine Entwicklung vollenden zu lassen.

So macht Vischers starke Empfänglichkeit für Dichtung ihn zum willkommenen Gesprächspartner und darüber hinaus zum «grossen Repeten-

ten deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre», wie Keller am Schluss seines Geburtstagsgrusses für den 80jährigen Vischer sagt¹⁴.

In David Friedrich Strauss erkennt Keller eine «edle und liebenswerte» Persönlichkeit, «gedankenstreng und solide und doch ästhetisch ... fein organisiert», von «wahrer Humanität» und «wahrem feinem Geschmacke»¹⁵. Kellers Urteil wird durch die Biographien, die Strauss veröffentlicht, bestimmt. Dem Plan einer Reihe von Lebensbeschreibungen deutscher Dichter, den Strauss fasst, ist Keller sehr gewogen: «Wir müssen gestehen, dass uns solche Bücher von dem gemessenen sicheren Mann, der aber, gleich Vischer, seine künstlerisch schaffende, wärmende Ader hat, wie ein frischer Luftzug in unser abgestandenes Alexandrinertum hinein erscheinen würden. Lob und Tadel ... würden uns z. B. in einer Goethebiographie von Strauss nicht unbedingt gefangen nehmen, aber da wir über den Mann beruhigt wären, der zu uns spräche, so würden wir uns befriedigt fühlen, und es träte endlich eine erbauliche Stille ein.» Während die neuere Biographik an «Befangenheit» leidet, «ihren Gegenstand als etwas Absolutes (nimmt) ... , statt ruhig über ihm zu bleiben» – denn «selbst über Gott scheint ein rechter Kirchenvater zu schweben, wenn er dessen Wesen erforscht und beschreibt» –, findet Keller bei Strauss die nötige Ausgewogenheit von Enthusiasmus, Ironie und «männlicher Solidität» vorbildlich hergestellt¹⁶.

Hettner, Strauss, Vischer – sie beweisen dem Dichter, «dass die Leute, die selber was Rechtes können, noch immer am ehesten aufgelegt sind zu freundlicher Aufmunterung anderer»¹⁷, und bilden das Gegengewicht zur Kritik, wie die Literaten sie betreiben. Eine zweite Gegenposition konstruiert und erörtert Keller im Aufsatz «Am Mythenstein», wo er, angeregt durch die Festlichkeiten bei der Einweihung des Schiller-Steins, Idee, Vision eines neuen schweizerischen Nationaltheaters darlegt. Hier stellt er den unzulänglichen Verwaltern der Literaturkritik eine kollektive Instanz entgegen: «Lasst eine Kritik entstehen, nicht in Monatsheften gedruckt, sondern von sichtbaren Richtern unter aufgerichteten Bannern vor allem Volke geübt, welche keinen Gemeinplatz, keine müssige Zeile, keinen wiedergekauften oder gestohlenen Gedanken, keine verfehlten Anläufe, die sich mit einem unlogischen Schluss decken wollen, keine verkrüppelten Formen, keinen Verhau aufgehäufter Konsonanten durchgehen lässt, welche zum entlegenen Inhalt und zur blassen Reminiszenz sagt: Hebe dich weg, wir wollen nur, was uns rührt und erhebt, unser Bewusstsein ist, aber dies ganz und voll!»¹⁸ Eine solche

Kritik besitzt ihre feste Funktion in jenem Prozess, den Keller im Sinn hat und der auf die Erneuerung des schweizerischen Festspiellebens hinielt, auf ein Gesamtkunstwerk, das Dichtung und Musik, bildende Kunst, Tanz und Baukunst einschliesst und der Selbstdarstellung des Volkes dient.

Der Gedanke einer Kritik durch das Volk und für das Volk hat seine Geschichte: er findet sich schon in *Johann Georg Sulzers* «Allgemeiner Theorie der schönen Künste» (1771–1774). In diesem Werk legt Sulzer das Hauptgewicht ja nicht etwa auf eine scharfe Abgrenzung der Kunstdisziplinen, wie die «konventionelle Schulpoetik» es tut¹⁹, sondern auf ihre Zusammenführung, auf ihr Zusammenwirken in der Oper und im öffentlichen Schauspiel.

«Ich kenne ein Land», schreibt Sulzer im Artikel «Schauspiel», «wo bald jedes Dorf den Sommer über wöchentlich mehr als eine Art eines öffentlichen Schauspieles geniesst, die ich selbst sehr oft mit grossem Vergnügen angesehen habe; teils die Gewohnheit, teils wirklich überlegte Veranstaltungen des Gesetzgebers haben mancherlei Leibesübungen und Spiele eingeführt, denen ein ganzes Dorf mit Lust zusieht, und wobei Fröhlichkeit nicht ohne guten Anstand herrscht. Ich glaube mich nicht zu betrügen, wenn ich solchen Arten von Schauspielen einen sehr vorteilhaften Einfluss auf die Gemüter zuschreibe.»

Wir können nicht näher auf Gemeinsamkeiten und Abweichungen bei Sulzer und Keller eingehen; wesentlich ist hier, wie Sulzer die Prüfung der darzubietenden Schauspiele regeln möchte: «Kein Stück müsste auf die Schaubühne kommen, das nicht vorher von verständigen, redlichen und öffentlich dazu bestellten Männern, dazu für würdig, oder schicklich gehalten worden.» Keller formuliert ähnlich, aber nachdrücklicher: «Schlagt die Bretter einmal vor einer Versammlung von zehntausend ernsthaften Männern auf, gleichmässig aus allen Ständen gemischt und von allen Gauen eines Landes herbeigekommen, ihr werdet mit eurer Dramaturgie bald zu Ende sein und von vorn anfangen müssen²⁰.» Sollten die Anklänge bei Keller auch Zufall sein: übereinstimmend sehen beide, Dichter und Ästhetiker, Möglichkeit und Notwendigkeit einer Kritik, die das Volk selbst ausübt.

Im «Grünen Heinrich», im Kapitel «Lebensarten», wird von der Arbeit, vom Erwerb, vom Gewerbe gehandelt, dessen verschiedene Zweige immer stärker in gegenseitige Abhängigkeit geraten, «so dass der ganze Verkehr ein Gefecht in der Luft, eine ungeheure Abstraktion» wird, die Arbeit selbst ihre «Heiligkeit» verliert. Beispiel für ein derarti-

ges Luftgebäude, eine komplizierte, letzten Endes leerlaufende Erwerbsmaschinerie ist die Fabrikation von «Revalenta arabica», einem aus wertlosen Basismaterialien hergestellten Geheim- und Wundermittel. Sie bringt zwar vielen Menschen Beschäftigung, steht aber auf hohlem Boden, «indem die Hauptsache, der vorgegebene Zweck, die Eigenschaft des Gegenstandes dieser ganzen Tätigkeit eine offenkundige Täuschung ist». Nun werden «Revalenta arabica» auch in Kunst und Wissenschaft, Theologie und Politik gemacht, «nur mit dem Unterschied, dass es nicht immer so unschädliches Bohnenmehl ist, aber mit der gleichen rätselhaften Vermischung von Arbeit und Täuschung, innerer Leerheit und äusserem Erfolg, Unsinn und weisem Betriebe, von Zwecklosigkeit und stattlich ausgebreitetem Gelingen ...»²¹.

Trotz seiner Distanzierung von einem solchen Umgang mit der Kunst, der Dichtung, ist Keller sich bewusst, dass er gewisse Spielregeln innerhalb der Welt literarischer «Revalenta arabica» beachten muss. Und vielleicht hat er sich gerade deswegen mit seinen ersten Gedichten *August Adolf Ludwig Follen* anvertraut, der in dieser Welt zuhause ist und ihm den Weg zum Verlag Winter in Heidelberg ebnete, wo Kellers erstes Lyrik-Bändchen herauskommt²². Man kann in den Briefen des Dichters an den Verleger Vieweg nachlesen, wie sorgsam er darauf achtet, dass wichtige Zeitschriften, einflussreiche Kritiker Exemplare seiner Werke erhalten; denn das Publikum muss «doch etwas davon wissen, dass ein Buch überhaupt existiert und lesenswert sei, und zu diesem Ende hin ist die Gleichzeitigkeit des Erscheinens, der Besprechung und einer zweckmässigen Ankündigung immer notwendig», teilt er Vieweg mit²³. Freilich gibt es Grenzen. Als *Conrad Ferdinand Meyer* einen «Lob- und Dankbrief» Julius Rodenbergs «wörtlich teils abschreiben, teils drucken und an die Schaufenster der ... Buchhandlungen *anschlagen*» lässt, fordert das Kellers Spott heraus²⁴. Und das unermüdliche Drängen *Carl Spittlers* und seines «Anpreisers», *Josef Viktor Widmanns*, Keller solle Spittlers erste Werke in einer öffentlichen Besprechung würdigen, berührt ihn unangenehm.

Nun kann die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, dass Keller eine Rezension des «Prometheus» tatsächlich geschrieben hat, die aber nie erschienen wäre, weil Spittler sie zurückgewiesen hätte; sicher hat der *Plan* zu einer Rezension bestanden²⁵. Er gehört in eine ganze Reihe von Projekten kritischer Aufsätze, die zu schreiben Keller sich im Lauf seines Lebens vornimmt, dann aber unausgeführt lässt.

Literaturkritik ist nicht an eine bestimmte Form gebunden; bei Gottfried Keller erscheint sie als Rezension in Zeitungen und Zeitschriften, als

Satire oder Parodie: die «Missbrauchten Liebesbriefe», der «Apotheker von Chamounix» enthalten ein Stück Literaturgeschichte oder -kritik (dort die Abfertigung der *Literaten*, hier die Strophen über *Heine, Börne, Lessing, Goethe, Schiller* ...); Gegenstand der «Dichter-Sonette» sind *Herwegh, Körner, Sallet*, der «Süßwasserfisch» und «Dichtershauptling» *Geibel*²⁶, *Hoffmann von Fallersleben, Lenau, Kerner, Brentano, Follen* und andere. Deutsche und zürcherische Literaturgeschichte klingt an im Gedicht «Am Sarge eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee». Über *Goethe, Schiller, Jean Paul* finden sich Gedanken im «Grünen Heinrich»; im «Landvogt von Greifensee» werden *Salomon Gessner* und *Johann Jakob Bodmer* porträtiert.

Teilweise nur überliefert sind Kellers Gespräche: in den Zirkeln Heidelbergs und Berlins und in Zürich geführt, wo um die Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutende Namen erscheinen: *Richard Wagner, Mommsen, Vischer, Semper, Francesco de Sanctis*. Sie begegnen sich in den Häusern Wesendonck und Wille oder im Café Orsini, am Münsterhof, im «Lästrygonenclub»²⁷.

Die Briefe bieten vielfach den Kommentar zu den kritischen, essayistischen Schriften Kellers; sie skizzieren aber auch Vorhaben und Einfälle, die – nie verwirklicht – die gedruckten, seit langem bekannten und oft interpretierten literaturkritischen Texte des Dichters ergänzen, deren Kreis aber auch ausweiten. Deswegen verdienen sie Beachtung wie jene Hauptsachen: die *Gottbelf*-Aufsätze, die Besprechung von *Leutholds* Gedichten und andern Lyriksammlungen, die Beiträge über *Börne, Ruge*, über *Johann Nepomuk Bachmayrs* Volksdrama «Der Trank der Vergessenheit», über *Fr. Th. Vischers* «Kritische Gänge» und über *Niklaus Manuel*. Diese Einfälle, die nur umrissenen Ideen, kritischen Paralipomena haben den Reiz des Fragmentarischen, den nicht zuletzt Keller selbst empfunden und verteidigt hat; sie sollen uns hier etwas näher beschäftigen, stellvertretend für Kellers ausgeführte und veröffentlichte Rezensionen²⁸.

Als der Dichter 1862 aufgefordert wird, für die von Vieweg geplanten, aber nie erschienenen «Kritischen Jahrbücher der Wissenschaft und Kunst» zu schreiben, glaubt er, «mit gehöriger Auswahl des Gegenstandes und Verwendung der nötigen Aufmerksamkeit» durchaus etwas beitragen zu können. Er erwägt eine Gesamtcharakteristik *Berthold Auerbachs*, sieht aber «wegen der Ähnlichkeit der Produktion» davon ab. Dann spielt er mit dem Gedanken einer Studie «über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft der deutschen Lyrik (mit Zugrundeziehung des nationalen Festlebens)», einer Fortsetzung also zum Essay «Am Mythen-

stein»; Anschauungsmaterial, das die zeitgenössische Lyrik illustrieren könnte, findet er bei den Münchner Dichtern: *Geibel, Leutbold, Lingg, Dahn* und *Dingelstedt*, über die er schon 1850 schreibt: «Solche Misere war doch noch nie in Deutschland, wo solche Kerle sich dadurch interessant zu machen suchen, dass sie, anstatt etwas Rundes zu produzieren, immer über Personalien schmieren und behaupten, sie selbst und noch mancher andere seien auch wahnsinnig, nicht nur der Lenau, und es sei dieses das tragische Geschick der heutigen Poeten. Es will nun jeder ein Stück tragischen Wahnsinn oder Heinische Lähmung in sich tragen!»²⁹

Hettner gesteht er: «Eine Gesamtcharakteristik der deutschen Roman-schriftstellerinnen hat mich auch schon länger pikiert.» Kellers Beobachtungen und Bemerkungen über diese Schriftstellerinnen zusammen-genommen, ergäben ein merkwürdiges Kapitel deutscher Literatur-geschichte des 19. Jahrhunderts: *Fanny Lewald* würde erscheinen, Ver-fasserin zu ihrer Zeit viel gelesener Romane, «wunderliche Person» und «wackere Heroine», leidenschaftlich verbunden mit dem Kritiker und Dra-maturgen *Adolf Stahr* und mit ihm – als «vierbeiniges zweigeschlech-tiges Tintentier» – vielleicht Urbild von Kätter Ambach und Viggli Stör-teler in den «Missbrauchten Liebesbriefen»³⁰.

Ida Gräfin Hahn-Hahn gehört in die Galerie: Ihrer Konversion zum Katholizismus gedenkt Keller im «Apotheker von Chamounix» mit eini-gen Strophen:

«Im gebenedeiten Jahre
Achtzehnhundert einundfünfzig
Füllte Deutschland ein durchdringend
Starker Duft von Patschouli,

Als die Gräfin Ida Hahn-Hahn
Mit Geräusch katholisch wurde;
Was dies heissen will, weiss jeder,
Der im Traum pferdlos geritten!»³¹

Dann *Wilhelmine von Hillern, Ossip Schubin* (eigentlich *Aloisia Kirschner*) und *Helene Böblau*. Ihre etwas gewaltsame Art kennzeichnet Keller in einem Brief an Rodenberg: Als für eine ausgebliebene Fortsetzung des «Salander» in der «Deutschen Rundschau» zwei andere Beiträge einge-schoben werden, dankt ihm Keller für «die Wohltat ..., welche Sie mir durch die Aufstellung der beiden Armstronggeschütze der Damen Ossip Schubin und von Hillern erwiesen und so meiner geängsteten Seele Luft geschafft haben».

«Von den beiden Damen Böhlau und Kirschner ... habe ich nur gelesen, was in der ‚Rundschau‘ stand», schreibt Keller an Paul Heyse. «Die Böhlausche Muse scheint zu dem von der Flut Hervorgebrachten zu gehören, die andere dagegen, allerdings von allen Teufeln geritten, mit allen Hunden gehetzt, eine alte Landratte zu sein. ... Wenn übrigens diese Ossipin, die nach dem Literaturkalender erst 29 Jahre zählt, sich noch mässigen lernt, so wird sie ohne Zweifel etwas Rechtes werden. Aber die Flut!»³²

Ausführlich befasst er sich mit *Rahel Varnhagen*, die er aus Biographien, aus Varnhagens Tagebüchern und dem ehelichen Briefwechsel kennt; die Lektüre der Briefe veranlasst ihn zu einer «Menschenstudie», im Stil eines Essays gehalten: «Wie Sonnenschein leuchtet's und blitzt es in das verjäherte Verhältnis hinein! Sie, die absolute Natur, Wahrheit, Selbstlosigkeit, Genialität, der absolute Lärm, die absolute Stille, das Meer, die Bescheidenheit, das göttliche Selbstgefühl etc.etc. und zugleich die fortwährende Pose, Selbstbeschreibung, Selbstverzehrung, Beschwörungssucht, Überredungslist, höchste Naivetät des Selbstlobes etc. bis ins grob Körperliche hinunter! Er, immer der Varnhagen.»

Der Hauptpunkt, den Keller bei den Schriftstellerinnen auszusetzen hat – Mangel an Stilgefühl, an Formungskraft – trifft auch Rahel: «Es ist schade, dass die Rahel nicht mehr mit eigentlich produktiven Meistern in ... andauernde Briefübung gekommen ist; sie würde dadurch von dem formlosen (obgleich tiefsinnigen) Grübeln abgezogen und an ein lebendigeres Gestalten gewöhnt worden sein schon in ihrer Jugend; d. h. wenn sie wirklich was annehmen oder werden wollte, das sie ändern dankte, was zu bezweifeln ist; denn zuletzt dreht sich bei ihr alles um ihr persönliches Denkgefühl³³.»

Briefe *Bettina Brentanos* hält Keller für «geradezu ein Neues und Selbständiges in der Literatur»; den «bedenklichen Grad eines Schwindelwessens», das sie enthüllen, vermag er sich – «bei so viel positivem Ideengehalt» – nur dadurch zu erklären, «dass dieser sich in keiner fertigen Form produzieren konnte»³⁴.

Im ganzen behält Josef Viktor Widmann sicher recht, wenn er über Kellers Verhältnis zu diesen Damen der Feder schreibt: «Ich weiss, dass Sie den schriftstellernden Frauenzimmern nicht besonders grün sind, und mir selbst geht es auch so ...³⁵.»

Hin und wieder äussert Keller die Absicht, einen umfangreichen Lebensbericht zu verfassen, «eine Geschichte (seines) Gemütes und der mit ihm verbunden gewesenen Menschen und auch zum Teil etwas politi-

sche Geschichte», wie er Baechtold mitteilt. Dass sich in diese Selbstdarstellung neben dem rein Autobiographischen auch Literaturkritik eingeflochten hätte, lassen die Stelle über *Georg Herwegh* und *Anastasio Grün* und der Ausblick auf das zeitgenössische Theaterwesen in den autobiographischen Skizzen von 1876 und 1889 vermuten³⁶.

Eine Studie zu *Lessings* «Laokoon», die Keller vorhat, ist als «eine energische und rückhaltlose Einsprache gegen die unbilligen Übertreibungen und Härten» darin gedacht und soll vor allem «das malerische Silderungswesen», die «Beschreibungs-Frage» einer Revision unterziehen. Der «ewige Fluss der Anschauung der ewigen Schönheitsgesetze (macht) sich auch auf dem poetisch-literarischen Gebiet geltend ... , indem die von den Lessingschen Grundwahrheiten abgeleitete Rezeptierkunst ... einer neuen Betrachtung ruft», bemerkt Keller hier; schon in den Briefen an Hermann Hettner über das Drama stellt er fest, dass «veränderte Sitten und Völkerverhältnisse viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche *nicht* in dem Lebens- und Denkkreise unserer Klassiker lagen, und ebenso einige ausschliessen, *welche* in demselben seinerzeit ihr Gedeihen fanden». Damals erläuterte er Hettner eingehend seine Anschauung von der «Dialektik der Kulturbewegung», vom «freien Prozesse der Kritik» und «der notwendigen Entwicklung des Geschmackes» – Äusserungen, die beweisen, wie einseitig und falsch das oft vorgestellte Bild ist, welches Keller als Vertreter schweizerischen Kleinbürgertums insularer Prägung zeigt, ohne Verständnis für die dialektisch-antithetischen Entwicklungsvorgänge des 19. Jahrhunderts, beschäftigt nur mit dem novellistischen «Inventarisieren» seiner bescheidenen Welt³⁷.

Journalismus, Literaturkritik als Berufsarbeit auszuüben: auch dieser Plan taucht in Kellers Biographie auf. Durch Vischers Vermittlung möchte der Verleger *Georg von Cotta* Keller gewinnen, für seine Zeitschriften umfänglichere Beiträge zu verfassen, «Aufsätze», «regelmässige Kultur- oder sonst zusammengefasste Berichte aus der Schweiz, Rektifikationen, die etwa nötig sind, Verständigungen u. dgl., kurz eine Art Korrespondenz mit bestimmtem Zeichen». Keller geht es dabei um eine Tätigkeit, «welche dem poetischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe», da «die gänzliche Freiheit ... für Unbemittelte wie für Bemittelte auf die Dauer nicht erquicklich» ist: eine Ansicht, die er durch *Paul Heysses* reine Schriftstellerexistenz bestätigt findet und die er auch *Adolf Frey* gegenüber zur Geltung bringt; er warnt Frey vor dem «Meer des absoluten Literatentums, von dem es sich oft so schwer an sicherer Stelle wieder landen lässt». Der Plan wird nach Kellers Wahl zum Staatsschreiber

gegenstandslos. Noch später allerdings vermisst er dann und wann die feste Verbindung mit einer Zeitschrift: «... man wünscht ja manchmal etwas zu sagen und kommt nur nicht dazu, weil man kein Organ hat oder den früher benutzten fremd geworden ist, niemanden dort mehr kennt³⁸.»

Im Zusammenhang mit der Novelle «Das verlorene Lachen» und seinem Kampf gegen die «Reformgeistlichkeit» «brütet» Keller «über einer ästhetisch-literarischen Kundgebung herum, um einmal nach dieser Richtung hin etwas zu tun und (sich) aus dem mysteriösen Mutternebel abgechiedener einsamer Produzierlichkeit herauszuarbeiten». 1880 spricht er von «einem Band noch extra zu schreibender kritischer und kontemplativer Aufsätze», wo auch die Gotthelf-Rezensionen, neu bearbeitet, aufzunehmen wären. Als *Theodor Storm* 1881 einem Band seiner Gesamtausgabe «theoretische Gedanken über das Wesen der Novelle» voranstellen will, schreibt ihm Keller: «Für meine Person habe ich halbwegs vor, dergleichen Aufsätze und Expektorationen extra zu verfassen und eines Tages für sich herauszugeben, sozusagen als Altersarbeit». Im ganzen verspürt Keller anfangs der achtziger Jahre «allgemach die Lust», sich «doch vor Torschluss noch etwas in eigener Kritik oder Essayistik bescheidenlich zu versuchen»³⁹.

«Expektorationen», «Kritik», «Essayistik», «Übungen», wie Keller diese projektierten Aufsätze nennt: die Bezeichnungen deuten an, dass er nach einer Form der Beschäftigung mit der Literatur sucht, die nicht der in den Briefen und Rezensionen geübten kritischen Betrachtung entspricht. Das Alter selbst, «wo man dann noch kühler und ruhiger verfährt», scheint ihn zu solchen Arbeiten anzuregen. Dass er sich über die nötige oder geeignete formale Gestaltung Rechenschaft gibt, zeigt die Bemerkung zu *Otto Brahms* Keller-Studie: «Das Prinzip, aus zusammengegrafften oder vermuteten Personalien die Charakteristik eines poetischen Werkes aufzubauen ..., ist ... nicht richtig, schon weil der fern Stehende auf blosses Hörensagen, auf Klatsch und flaches Kombinieren hin arbeiten muss und darüber das freie Urteil über das Werk, wie es vor ihm liegt, beeinträchtigt oder ganz verliert»; positiv schreibt er die Ausführung einer essayistisch-kritischen Arbeit anlässlich von *Carl Spittlers* «Prometheus und Epimetheus» vor: «Streng objektiv und mit kritischem Sinne behandelt, mit richtiger Auswahl von Zitaten und in gehöriger Ausführlichkeit, würde schon die Besprechung des Opus eine ungewöhnliche Lektüre darbieten und Aufsehen machen.» Dass andere ihm die Fähigkeit zu dieser Art Kritik zutrauen, belegt *Josef Viktor Widmanns* Brief an Kel-

ler vom August 1874: «Liesse sich das nicht machen, dass Sie bei Gelegenheit einmal nicht *rezensierten*, aber sagten, wie man ... rezensieren müsse?»⁴⁰

Kritik an einem literarischen Text, im Moment der Lektüre selbst entstanden, ist die Randbemerkung, die Glosse: erbot und zornig, zustimmend und begeistert, ironisch oder zweifelnd. Sicher sind diese Randglossen, wo Keller sie anbringt, ernst zu nehmen; sie gehören sozusagen zur «kleinen» unausgeführten Form, wie wir sie vorhin in Entwurf, Idee gebliebenen Projekten angetroffen haben. In den Glossen lässt sich Kritik «in statu nascendi» beobachten, sie sind Ergebnisse des Augenblicks und seiner Stimmung, der Gestimmtheit durch die Lektüre: fragmenthaft, aber voller Anspielungen und Bezüge⁴¹.

Über Kellers Eintragungen in seine Bücher⁴² haben sich später Schichten fremder Anstreichungen und Randbemerkungen abgelagert; es ist nicht leicht, oft unmöglich, sie abzulösen. Auch andere Eingriffe haben Kellers Glossen zerstört; beim Neubinden der Bücher aus seinem Besitz sind nicht selten erste oder letzte Buchstaben einer handschriftlichen Anmerkung abgeschnitten worden. Wer die zahlreichen Rasuren verursacht, einzelne Glossen und Kommentare Kellers halb oder ganz ausgewischt hat, ist schwer zu sagen: übereifrige Leser, Bearbeiter und Herausgeber, Keller selbst, Bibliothekare?

Bisweilen tritt der eigenartige Fall auf, dass Randbemerkungen des Dichters – mit weichem Bleistift hingeschrieben – zwar radiert sind, ihr spiegelbildlicher Abdruck auf dem gegenüberliegenden Aussensteg aber der Purifizierung entgangen ist. Ein solches Beispiel findet sich in *Johannes Scherr's* Buch «Blätter im Wind» (Leipzig 1857), wo Kellers Glosse zu politischen Betrachtungen des Autors auf Seite 56 gelöscht worden ist, sich aber auf dem äussern Blattrand der Seite 57 spiegelbildlich lesen lässt: «Auch du bist nur ein schwatzender Professor.»

Natürlich sind die Glossen den Editoren von Kellers Werken nicht unbekannt geblieben; eine Auswahl hat *Carl Helbling* in der zweiten Abteilung der «Nachgelassenen Gedichte» abgedruckt⁴³.

Kritische Glossen und darauf abgestimmte Zeichnungen begegnen besonders zahlreich im «*Buch Deutscher Lyrik. Original-Gedichte*» (herausgegeben von Adolf Böttger, Leipzig 1853), das Keller 1853 in Berlin erwirbt. Die Eintragungen beziehen sich auf einzelne Strophen und Verse, so dass sich eine Art Dialog – Wort für Wort manchmal – zwischen Verfasser und Kritiker entwickelt.

«Andacht», ein Gedicht von *Titus Ullrich*, hat folgende Schlussstrophe:

«Zum Feuer bete ich, zum heil'gen Rot
Der Leidenschaft, zum Glutenflusse,
Der mächtiglich durch deine Pulse loht,
Und mich verzehrt in deinem Kusse!»

was Keller zur Glosse reizt: «O Männchen, wie feurig!»

Der ausladende Gesang von *Otto Friedrich Gruppe* «Die Leuthner Schlacht» schliesst folgendermassen:

«Im Schloss zu Lissa rasten beim Ungarwein
Die kaiserlichen Führer, schau'n düster drein.
Es kracht da draussen wieder – im Hof Getös –
Die Tür geht auf – Held Friedrich: Bon Soir Messieurs!»

Zu diesem in der deutschen Dichtung wohl einzigartigen Reim «Getös»: «Messieurs» macht Keller die Glosse: «bonne nuit, Mons. Homère».

Sehr streng wird *Friedrich Hebbels* Gedicht «Ein Geburtstag auf Reisen» begutachtet, eine Traumreise des Dichters in die Vergangenheit, zurück zu den Stätten seines Lebens; eine der Strophen Hebbels lautet:

«Drum erst zum kleinen Hause,
Das mich beherbergt hat,
In dieser dunklen Klause
Reift' ich zur Dichtertat;
Viel litt ich da im Stillen,
Viel hat's in mir geschafft:
Von Gott den reinen Willen,
Vom Teufel jede Kraft. –»

«Strohflitterverse» schreibt Keller an den Rand, und: «sauberer Dualismus!» Dass er am Schluss des Gedichts eine Drehorgel hinzeichnet, auf der ein Spiegel steht, verbildlicht die monoton leiernde Diktion und die eitle Selbstbespiegelung Hebbels.

Das unter dem Pseudonym *Emanuel Raulf* abgedruckte Gedicht «Meine Freundin» gilt der Mondnacht:

«Die Erde hat der Pfade viele –
Das Leben ist ein Wandern blos(s) –
Du schöne, sanfte, stille Mondnacht,
Bleib meine Freundin wolkenlos!»

lautet die letzte Strophe. Keller stellt sofort eine Gegenstrophe her:

«Ob ich im Sinn die Unschuld bade,
Ob ich im Unsinn schuldig bin,
Stets führ' mich zwischen Süß und Fade
O wolkenlose Freundin, hin!»⁴⁴

Die Derbheit mancher Glossen erklärt sich daraus, dass Keller bei der Lektüre seinem Unmut freien Lauf lassen kann. Die so geübte Kritik beschränkt sich entweder auf ein Stichwort oder bildet sich, im Fall einer lyrischen Vorlage, leicht in Versform aus. Bei Prosatexten ist es ähnlich: In der Streitschrift von *Wilhelm Schulz*, «Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt» (Leipzig 1856), gegen den Materialismus gerichtet, treffen wir lakonische Randbemerkungen an: «unverständlich», «schlechte Wendung», «Ach Herjeses!», «sauberer Sophist!», «O jerum» – oder der Kritiker nimmt sich die Mühe eingehender Entgegnung, zum Beispiel an der Stelle, wo Schulz plädiert, die Materialisten könnten nicht beweisen, dass es einen freien Willen nicht gebe: «Dies ewige Vorwerfen des nicht Beweisenkönnens ist von schlechtem Geschmack und von kleiner Art. Da dreht ihr euch eben *alle* im Kreise herum und ein Esel sagt dem andern Langohr!»⁴⁵

«... die entnervende Hitze! Jetzt ist auch unser Amselbrünli versiegt und das Gras so total verdorrt, dass ich gestern meine Lieblingskuh dem Metzger geben musste. Als sie beim Gehen mich noch ein Mal so recht traurig ansah und muhte, musste ich weinen» – «Wenn auf einem Grafensitz das Gras verdorrt, so kauft man der Lieblingskuh etwas Heu, statt sie zum Metzger zu (schicken).» Kaum wäre das erste Zitat der Erwähnung wert, wenn nicht das zweite, von Keller, ihm als Replik gegenüberstehen würde. Eigentümerin der Kuh ist *Karoline Bauer*, die Schauspielerin, zuerst mit dem Prinzen Leopold von Coburg, dem späteren belgischen König, und dann mit dem polnischen Grafen Plater verheiratet und im «Haus zum Broëlberg» bei Kilchberg Nachbarin Meyers und Kellers, der hier ihre sentimentale Attitüde unwirsch glossiert⁴⁶.

Sprache und Stil betrifft Kellers Randkritik in *Herman Grimms* Michelangelo-Monographie (2 Bände, 4., durchgearbeitete Auflage, Hannover 1873). Er liest das Werk sehr aufmerksam, den Bleistift in der Hand. Zu einer wirren Satzfolge mit einem Nest von Druckfehlern bemerkt er: «Salopp schreiben und die Korrektur des Druckes so schnöd kolossal vernachlässigen ist eine niedrige Eigenschaft, die sich gern mit Grossmüligkeit der untern Ordnungen verbindet.»

Eine besonders reizvolle Glosse und Korrektur bezieht sich auf die bildliche Darstellung des Todes im Treppenaufgang von Michelangelos Haus: der Tod ist als Skelett dargestellt, einen Sarg auf dem Rücken tragend; darüber stehen die Verse:

«Io dico a voi, ch'al mondo avete dato
L'anima e 'l corpo e lo spirito 'nsieme:
In questa cassa oscura è 'l vostro lato» –

Grimm übersetzt:

«Die ihr der Welt euch hingebt, hört was ich sage:
Einst, für Leib und Seele, die ihr geopfert,
Gibt sie den schwarzen Sarg euch, den ich trage» –

Keller schreibt an den untern Rand der Seite eine ungleich leichtfüßigere Verdeutschung:

«Ich sage euch, die ihr der Welt gegeben
Die Seele und den Leib und Geist und Alles:
In diesem dunklen Kasten schliesst eu'r Leben»⁴⁷.

Wie Keller in der Besprechung der «Kritischen Gänge» die letzte Szene von *Vischers* Gegenentwurf zu *Goethes* «Faust II» neu umreisst⁴⁸, so mündet hier Kritik in Dichtung ein. Lange Erklärungen, Erwägungen sind nicht nötig: die Kritik macht es vor und macht es besser.

Einen Vers überzeugend vorzumachen, das wäre – und ist in diesem Fall – Kritik in letzter Konsequenz⁴⁹. Aber der Dichter formt auch dort, wo er reflektiert, nicht erfindet oder neu gestaltet, die Kritik zu einem Sprachkunstwerk mit eigenem Charakter. In den Briefen Kellers an *Storm* gelingt das schon allein durch die Anrede, die eine ganz bestimmte Atmosphäre schaffen kann für den nachfolgenden Brief, durch die Eingänge, die in verschiedenen Halb- und Zwischentönen des Respekts, der Ironie variieren, freundlich-humorvolle Geneigtheit und Distanz zugleich ausdrücken, vor allem aber Storms stereotype Formel: «Meister Gottfried», parodieren. Keller redet ihn an als: «Lieber Freund und Richter», «Freund und Nordmann», «Freund und Tempesta», «Lieber geehrter Freund und alter Landvogt», «Lieber Lebens-, Kunst- und Freundschaftsmeister», «Freund und Mann zu Hademarschen», «Liebster Freund und alter Lebensmeister», «Verehrter Freund und Stern im Norden»⁵⁰.

Die brieflichen Besprechungen von *Spittlers* Werken, die ihm vorliegen, erwecken dagegen den Eindruck, als ob Keller zu einer bilderreichen, beschwörenden Sprache Zuflucht nehmen müsse, um das Allzuviel und allzu Fremde abzuwehren, das aus diesen Bänden auf ihn zukommt; an Spitteler schreibt er:

«Das reiche Gewand lebendiger Bewegung an aller Kreatur, dessen Schilderung Ihnen in so hohem Masse zu Gebote steht, zerfällt mir wie morscher Zunder in den Händen, sobald ich die mechanischen Puppen Ihrer mythologischen Willkür damit bekleidet, dieselben zwischen dem Inhalt der Nürnberger Spielzeugschachtel, die Sie Kosmos nennen, herum wanken sehe. Ich darf Ihnen wohl gestehen, da ich einmal so weit bin, dass einem bei der Lektüre nicht selten das Blut siedet vor Ärger über die sündliche oder kindliche Vergeudung von Kraft an eine Marotte. Von dem tieferen Übelstande, dass die *Negierung des Lebens* die Poesie aufhebt und ein Fakirtum ist, wie jedes andere, will ich schweigen⁵¹.»

Damit erreicht Kellers Literaturkritik einen sehr weiten Ausschlag gegen die vollständige Ablehnung hin. *Negierung des Lebens*: Nichts könnte es geben für Gottfried Keller, was der Dichtung mehr widersprechen würde, so wie er, seit seiner Begegnung mit Ludwig Feuerbach, das Leben begreift: klar, streng, glühend, sinnlich⁵².

Die Zeugnisse für Gottfried Kellers Literaturkritik, die hier versammelt worden sind, zeigen, als Momentaufnahmen, den Dichter in der Auseinandersetzung mit dem Schrifttum seines Jahrhunderts und der Vergangenheit; sie zeigen die Möglichkeiten der Form, die er zur Verfügung hat, um ein Urteil auszusprechen. Was die Beispiele nicht zeigen und ganz offensichtlich nicht zeigen können, ist eine innere Entwicklung dieser kritischen Äusserungen: kein Umschlagen der Kriterien, keine Neuschöpfung von Werten gibt es in seiner Biographie als Rezensent. Sicher, die Themen wechseln, neue Gestalten treten ins Blickfeld; gewiss, die Beurteilung eines bestimmten Autors ist Schwankungen unterworfen, Eigentümlichkeiten der Person und des Werks werden hier stark hervorgehoben, dort verdunkelt oder verschwiegen. Aber im ganzen bleibt ein Urteil doch von Anfang an fest. Dasselbe gilt für Kellers Begriff und Beschreibung des «eigentlichen» dichterischen Kunstwerks und seiner Elemente, des «echten» Dichters, verstanden im Sinn einer Poetik und damit als Ausgangs- und Zielpunkt zugleich seiner literaturkritischen Tätigkeit.

Häufig erscheinen in Briefen und in den dichterischen Werken Kellers Begriffe wie «Einfachheit», «Ruhe», «Bewusstsein», «beziehungsreich»,

«der Umgebung nicht widerstreitend» als Merkmale des Kunstwerks. «Alles Edle und Grosse ist einfacher Art», heisst es im Bettagsmandat von 1863, und im «Grünen Heinrich»: «... wie es mir scheint, geht alles richtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen auf Einen Lebensgrund, und in diesem Bestreben das Notwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen, ist Kunst ...⁵³» Diese Begriffe gehören ins Wortfeld der klassisch-antiken und klassisch-deutschen Kunstlehre. Aber die Vorstellungen, die sie umschreiben, gewinnen bei Keller eine persönliche Prägung, einen neuen Bezugspunkt: das Volk. Er entdeckt – nicht er allein – «die Wirklichkeit des sozialen Zusammenlebens». Für diese Wirklichkeit soll Dichtung den Menschen hellichtig und hellhörig machen, wobei sie ihm alle Räume des vielkammrigen Daseins vorzeigt, das Skurrile wie das Ausgewogene, das Verworrene wie das Richtige.

Diese erzieherische Aufgabe der Dichtung wirkt sich aus auf die Form des Werks. Was man «poetisches Gewissen» nennen kann, «schriftstellerische Skrupelhaftigkeit», «schriftstellerischen Takt», erhält grosses Gewicht für das eigene Schaffen wie für die Kritik⁵⁴. *Gotthelfs* «Wassernot im Emmental» ist nach Kellers Urteil zwar «ein wahres Muster- und Lehrbüchlein», «denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffs selbst mit trefflich eingestreutem *sachgemässen* Humor» – aber es fehlt «die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne ..., um das kleine Werkchen zum klassischen, mustergültigen Gedicht zu machen». Gotthelf ist «ein grosses episches Genie», vernachlässigt aber «Technik, Kritik, Literaturgeschichte, Ästhetik, kurz Rechenschaft von seinem Tun und Lassen ... in künstlerischer Beziehung». Keller deutet diesen Verzicht auf Reflexion über die Form als «eine Art asketischer Demut und Entsagung ..., welche die weltliche äussere Kunstmässigkeit und Zierde verachten liess», als «einen herben puritanischen Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf». Diese Beschränkung – Keller beharrt in den Gotthelf-Rezensionen darauf – ist ein Widerspruch; denn «der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung ...»⁵⁵.

Das «Machen» eines Kunstwerks, einer Dichtung, das «poiein»: für Gottfried Keller gehört es zu den Grundkräften des Dichterischen und ist eines seiner Geheimnisse. Deshalb auch das bei allem Zweifel eindeutige

Lob für die Gedichte *Conrad Ferdinand Meyers*: «Um das Härteste zu sagen, so kommt mir sogar manches wie herrlich gemachte künstliche Blumen vor; aber eben, es ist halt doch gemacht und zustande gebracht...»

Dass auch dem «Machen» Grenzen gesetzt sind, darauf weist Keller in einem Brief an Paul Heyse hin: «... bei allem kunstmässigen Schaffen (wirkt) das Gefühl eines Residuums nach ..., das nicht zum Ausdruck gekommen sei. Dies Gefühl ist gewiss bei Meisterleuten vorhanden; denn wenn nicht gerade bei ihnen das Ideal noch mächtiger wäre als das Können oder, richtiger gesagt, als der Konkretismus des Schaffens ..., so würden sie auch *das* nicht erreichen, *was* sie können⁵⁶.»

Entscheidend ist der Ernst, mit dem der Autor bei der Sache ist, der «heilige Berufsernst», der Gotthelf fehlt, die Leidenschaft für das Werk. *Josef Viktor Widmann*, der sich spielerisch in allen Gattungen, allen Formen übt, wird von Keller wiederholt daran erinnert, «wie unsere Grossen, die Goethe und Schiller, immer mit heiligstem Ernst zu Werke gingen und in ihren Hauptsachen jede Spasshaftigkeit sogar aus den Gedanken verbannten»; und über *Grillparzers* Dramen schreibt er: «Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche literarische Vorbereitung eines Schillers, wenn er an eine Tragödie ging! oder das künstlerische con amore Goethes, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war⁵⁷.»

«Heiter behaglich»: Auch das strenge und ernste Bemühtsein um das Gestalten ist nicht alleiniges uneingeschränktes Kriterium für ein Kunstwerk. Es braucht die Heiterkeit, das Wohlgefühl dessen, der es schafft – eine Stimmung, Empfindung, die sich auf den Betrachter, den Leser überträgt. In einem Brief an *Hermann Friedrichs* fasst Keller es genau: «Was mir bei aller Korrektheit Ihrer Arbeit mangelt, ist eine gewisse gute Laune, ein gewisser Sonnenschein, eine Freiheit des Geistes, die *über* der Schrift schweben und derselben den Charakter des fleissig gelösten Pensums, der blossen Mache benehmen.»

«Es fehlt mir die Charis, die Sonnenwärme», bemerkt er über «die neusten Genies», die ihm daher «trotz allen Talentes nicht sympathisch sind». Keller nennt dieses Element auch «freie Sonnenluft» oder «persönliche Lebensglut» oder «Seele»; denn wahrscheinlich ist es diese Heiterkeit, Charis, die er an *Conrad Ferdinand Meyer* vermisst, die «menschliche Substanz», wenn er über ihn sagt: «Er hat ein merkwürdig schönes Talent, aber keine rechte Seele ...⁵⁸.»

«Ernst» und «Heiterkeit»: das sind psychologische Kategorien; als Eigenschaften liegen sie im Individuum selbst, sind wie das von Keller so

genannte «spezifisch Poetische», die besondere Organisation eines Menschen, die ihn zum Dichter macht, vor allem handwerklichen Können da und vorauszusetzen. Diese Disposition wird in einem Brief Kellers an Adolf Frey als das «Individuelle», das «Eigentümliche» bezeichnet, das dem dichterischen Werk «den Charakter des Ursprünglichen, Neuen und Überraschenden verleiht, den gewissen Ton und Klang, der den einen vom andern unterscheidet», und sich, unbekümmert um das nur Zeitgemässe, in «der Freiheit der unmittelbaren Poesie» entfaltet⁵⁹.

Gerade hier, in der «Reichsunmittelbarkeit der Poesie», «dem Recht, zu jeder Zeit, auch im Zeitalter des Fracks und der Eisenbahnen, an das Parabelhafte, das Fabelmässige ohne weiteres anzuknüpfen» – «ein Recht, das man sich», wie Keller beifügt, «durch keine Kulturwandlungen nehmen lassen soll» – liegt aber letzten Endes der Grund für die beschränkte Anwendbarkeit jeder Literaturkritik, liegt die Grenze ihres Nutzens⁶⁰.

Die Eigengesetzlichkeit, der ein Dichter gehorcht, unbekümmert um «Ausschluss-theorien», Schule und Kritik, die «persönliche Selbstherrlichkeit», von der Keller in einem Brief an Berthold Auerbach spricht, hat *Heinrich Federer* eingehend definiert. In seinem Aufsatz «Das schweizerische Volksdrama ‚Karl der Kühne und die Eidgenossen‘ ... von *Arnold Ott*» verwendet er für Ott das Wort «königliche Grobheit»; umgehend beschwert sich *Arnold Ott* über diese Apostrophierung, und Federer muss sich verteidigen: «... ich hoffe doch, dass Sie (das Wort) nie anders verstanden haben als meine Leser und als die Erfinder des Wortes, Friedrich Schlegel und Schiller: nämlich als die Eigenschaft, in einer ... von höfischen Schablonen erfüllten Welt eine Selbstherrlichkeit zu wahren, selbständig zu bleiben und seinen Genius keinen Rücksichten kleinlicher Art zu opfern. Das geht nicht anders als eben oft mit jenen souveränen Selbstbehauptungsmitteln ab, die gewöhnliche Schablonenmenschen als Grobheit empfinden. Ich nenne es ‚göttliche Grobheit‘, weil es nicht mit dem Plumpen und Widerhaarigen zu tun hat, was die Konversationssprache Grobheit nennt, sondern einfach ein berechtigtes, souveränes Sich-hinwegsetzen über die prosaische Allgewöhnlichkeit, etwas Heroisches bedeutet. ... Wenn ich G(ottfried) Keller den Ausdruck in den Mund legte» – in einem dem Brief vorausgehenden Gespräch mit Ott – «so war er eben der richtige Mann, der seine Werke gegen allen Unverstand und ‚alle‘ Schule und Literaturknäuel mit ‚göttlicher Grobheit‘ durchsetzte. Doch genug! Ich werde für diese schöne freie Eigenschaft grosser unabhängiger Dichter ganz gut auch andere Ausdrücke finden ...⁶¹.»

So frei und so scheinbar uneingeschränkt Keller als Dichter und als Kritiker seiner Mitwelt gegenüber das Mittel der Durchleuchtung, der Prüfung einsetzt, um sie zu erfassen und zu bewältigen: die eine wie die andere Tätigkeit muss im Licht jener Gedanken gesehen werden, die er in der «Kantate zum fünfzigjährigen Jubiläum der Universität Zürich» 1883 ausgesprochen hat:

«Wir führen Wage, Stab und Uhr,
Und was wir wägen, schwindet hin ...»

heisst es dort im Eingang. Dieses Bewusstsein einer unentrinnbaren Vergänglichkeit auch des Gewogenen und Gemessenen schafft die Ordnung und Perspektive, in die er sein Dasein und seine Arbeit gestellt sieht, rechtfertigt den Anspruch, das Leben in allen seinen Verwirklichungen zu erfahren, aber auch in seiner Begrenztheit:

«Ergründe kühn das Leben,
Vergiss nicht in der Zeit,
Dass mit verborgnen Stäben
Misst die Unendlichkeit»

– so schliesst die Kantate⁶².

ANMERKUNGEN

Zitiert wird nach:

Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Auf Grund des Nachlasses hrsg. von Jonas Fränkel und Carl Helbling. 24 Bände. Erlenbach-Zürich und München, Bern-Leipzig und Bern 1926–1948 (zit. z.B. 22, 15).

Gottfried Keller: Gesammelte Briefe in vier Bänden. Hrsg. von Carl Helbling. Bern 1950–1954 (zit. z.B. III, 1, 90).

¹ Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Bd. 3: 1861–1890. 2. Aufl. Berlin 1897, S. 321; Text des Briefes: a. a. O. S. 323–324, und in: Jakob Baechtold: Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. Bd. 3: Obere Stufe. 2., umgearbeitete Aufl. Im Auftrage einer Konferenz schweizerischer Mittelschullehrer besorgt von Walther von Arx und Eduard Haug. Solothurn 1900, S. 370.

² IV 227 (1881).

³ IV 403f. (1884).

⁴ Emil Ermatinger: Gottfried Kellers Leben. Mit Benutzung von Jakob Baechtolds Biographie dargestellt. 8., neu bearbeitete Aufl. Zürich 1950, S. 595.

⁵ Der Bund, Jg. 40, Nr. 202, 24. Juli 1889; Tage-Blatt für den Kanton Schaffhausen, Jg. 49, Nr. 147, 26. Juli 1889.

⁶ 22, 172 (1861); I, 315 (1850); I, 401 (1854); III, 1, 240f. (1883).

⁷ Adolf Frey: Erinnerungen an Gottfried Keller. 3., erweiterte Aufl. Leipzig 1919, S. 19; III, 2, 378 (1880); II, 274 (1880); III, 2, 380 (1880); III, 1, 477 (1882).

⁸ IV, 46 (1854); I, 386 (1854); IV, 58 (1857).

⁹ 22, 300 (1881/1882); III, 1, 53 (1881).

- ¹⁰ III, 1, 328f. (1881).
- ¹¹ «nährische Vorstellungen»: Fr. Th. Vischer, Gottfried Keller. Zuerst in: Augsburger Allgemeine Zeitung 1874, dann in: Altes und Neues, Heft 2. Stuttgart 1881, S. 188/192ff.; III, 1, 420f. (1878); III, 1, 56f. (1881; vgl. III, 2, 378); III, 1, 106f. (1884).
- ¹² I, 312 (1882); I, 432 (1856); I, 422 (1856); IV, 47 (1854).
- ¹³ I, 442 (1860); 22, 162f.
- ¹⁴ III, 2, 249 (1874); 22, 183, (1887).
- ¹⁵ 22, 23f. (1848).
- ¹⁶ 22, 172/171 (1861); II, 81f. (1859).
- ¹⁷ IV, 56 (1856).
- ¹⁸ 22, 150 (1861).
- ¹⁹ Klaus W. Scherpe: Gattungspoetik im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1968, S. 5.
- ²⁰ Johann Georg Sulzer: Allgemeine Theorie der Schönen Künste in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikel Zweiter Teil, von K bis Z. Leipzig 1774, S. 1021, 1023; 22, 144.
- ²¹ 19, 76ff. (vgl. 6, 37ff.).
- ²² Das Bild Follens und seiner Beziehungen zu Gottfried Keller schwankt in der Beurteilung der Biographen und bei Keller selbst (vgl. z.B. die autobiographische Skizze von 1876: 21, 20) und sollte einmal revidiert werden. Gegenüber dem Urteil Baechtolds (Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Bd. 1: 1819–1850. Berlin 1894, S. 233ff., 237ff., 248), Ermatingers (Anm. 4: S. 128ff.), Fränkels (Follen, der «unheilvolle Redaktor der frühen Habe» Kellers: 13, XVI) scheint dasjenige Adolf Freys am ausgewogensten (Gottfried Kellers Frühlyrik. Sechzig faksimilierte Gedichte. Eingel. und hrsg. von Adolf Frey. Leipzig 1909, S. 25–35).
- ²³ III, 2, 111 (1855).
- ²⁴ III, 1, 472 (1881).
- ²⁵ Zum Verhältnis Gottfried Keller: Carl Spitteler vgl. Werner Günther: Gottfried Keller und Carl Spitteler. Eine tragische Dichterbegegnung. In: Werner Günther, Form und Sinn. Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte. Gesammelt und hrsg. von Robert Blaser und Rudolf Zellweger. Bern und München 1968, S. 136–152; Werner Stauffacher: Carl Spitteler. Biographie. Zürich und München 1973, S. 316ff., 342ff., 356ff., 708ff. u.ö.; Rätus Luck: Gottfried Keller als Literaturkritiker. Bern und München 1970, S. 446–497.
- ²⁶ Geibel: I, 400 (1854); III, 1, 364 (1878).
- ²⁷ Die Universität Zürich 1833–1933 und ihre Vorläufer. Festschrift zur Jahrhundertfeier. Hrsg. vom Erziehungsrate des Kantons Zürich. Bearbeitet von Ernst Gagliardi, Hans Nabholz und Jean Strohl. Zürich 1938, S. 465ff., 774f.
- ²⁸ Keller über das dichterische Fragment: III, 1, 449; III, 2, 94.
- ²⁹ I, 443f. (1862); I, 254 (1850).
- ³⁰ I, 444 (1862); I, 348 (1851); III, 2, 367 (1879); II, 154 (1856).
- ³¹ 2/1, 235 (vgl. 15/1, 221).
- ³² III, 2, 410 (1885); III, 1, 108f. (1884).
- ³³ III, 1, 190f. (1875); II, 100 (1861).
- ³⁴ II, 104 (1865).
- ³⁵ III, 1, 256 (1885).
- ³⁶ III, 1, 282 (1877); 21, 19 (1876); 21, 28 (1889).
- ³⁷ Adolf Frey: Erinnerungen, S. 51; III, 1, 50 (1880); IV, 246f. (1882); I, 353 (1851); I, 400 (1854); I, 339 (1850). Keller, Dichter des Kleinbürgertums: Max Löwenthal, Gottfried Keller – die bürgerliche Regression. 1930. In: Erzählkunst und Gesellschaft. Die Gesellschaftsprobleme in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Mit einer Einleitung von Frederic C. Tubach. Neuwied und Berlin 1971, S. 206–225.
- ³⁸ III, 2, 213/212 (1861); IV, 208 (1880); zu Heyse: III, 1, 445 (1879) und IV, 97 (1875).
- ³⁹ 22, 229; III, 1, 140 (1875); III, 1, 308 (1880); III, 1, 463f. (1881); III, 2, 404 (1883).

- ⁴⁰ «Alter»: Gottfried Keller an Moritz Lazarus, Brief vom 28. Januar 1878 (in: Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Berlin 1906, S. 38f. – in den «Gesammelten Briefen» nicht abgedruckt); III, 2, 397f. (1882); Gottfried Keller und J. V. Widmann: Briefwechsel. Hrsg. und erläutert von Max Widmann. Basel und Leipzig 1922, S. 39 (1874).
- ⁴¹ Man darf sie in dieser Hinsicht vielleicht vergleichen mit den Schreibunterlagen, auf die Gottfried Keller seine leidenschaftliche und leidvolle Liebe zu Betty Tendering hinkritzelt (vgl. die Beschreibung von Carl Helbling: 22, 432ff. und die Faksimiles dort).
- ⁴² Die Bibliothek Kellers geht nach seinem Tod über an die Zürcher Stadtbibliothek (heute Zentralbibliothek); die Bände – gekennzeichnet durch eingeklebte Zettel: «Stadtbibliothek Zürich. Letztwilliges Geschenk des Herrn Dr. Gottfried Keller sel. 1890» – stehen lange Zeit den Lesern frei zur Verfügung, mit Ausnahme jener Bücher, in die Keller längere Texte geschrieben hat, die also Manuskriptcharakter besitzen; noch 1928 klagt Jonas Fränkel: «Durch Tausende von Händen mögen sie gegangen sein» (Die Gottfried-Keller-Ausgabe. In: Euphorion, Bd. 29, 1928, Heft 1 und 2, S. 159f.). Heute ist die Bibliothek unter Verschluss.
- ⁴³ Johannes Scherr: Bibliothekssignatur 43.767. – 15/2, 113ff., 234ff., 274ff. Schon Paul Brunner (Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. Zürich 1906, S. 40f., 174f.) weist auf die Glossen hin; er bezeichnet sie als «Witze», «Kalauer» und hebt davon ab die Randglossen in der ersten Fassung des «Apothekers von Chamounix», die der Übersicht dienen, «selbstkritische und selbstironisierende Seitenblicke» sind.
- ⁴⁴ Buch Deutscher Lyrik (Bibliothekssignatur 42.259): S. 81, 121, 39, 130.
- ⁴⁵ Bibliothekssignatur 43.911; S. 18, 19, 97, 32, 33; S. 71.
- ⁴⁶ Karoline Bauer in ihren Briefen. Hrsg. von Arnold Wellmer. Erster Teil. Berlin 1878. – Aus dem Leben einer Verstorbenen. Band 1 (Bibliothekssignatur 43.327), S. 189. (Vgl. IV, 233; 21, 334.)
- ⁴⁷ Bibliothekssignatur 43.259 und 259a. Bd. 2, S. 423 und 428f. Rund 90 vermutlich oder sicher von Keller stammende Eintragungen und Anstreichungen sind auf zwei je in Band 1 und 2 eingeklebten Listen von Bibliothekarenhand notiert.
- ⁴⁸ 22, 178f.
- ⁴⁹ Dies in teilweisem Widerspruch zu Gottfried Keller selbst, der in seiner Rezension von Vischers «Kritischen Gängen» eine andere letzte Szene zu «Faust II» skizziert, «nicht um zu tadeln oder besser zu machen, sondern nur um die Anregungskraft des Vischerschen Entwurfs zu beweisen» (22, 178).
- ⁵⁰ III, 1, 427, 430, 450, 453, 466, 469, 490, 495.
- ⁵¹ IV, 237f. (1883). «Negierung» statt «Regierung» (wie in den «Gesammelten Briefen», IV, 328, 2) nach Jonas Fränkel (Rezension von Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Bd. 3: Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1861–1890. Hrsg. von Emil Ermatinger. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1916. In: Göttingische gelehrte Anzeigen, 1916, S. 700). Für «Negierung» spricht auch die Stelle III, 1, 89: «Denn der Welfresser» (Spitteler) «kann ohne diese schlechte Welt gar nicht leben.»
- ⁵² I, 275 (1849).
- ⁵³ I, 340 (1850); I, 348 (1851); 22, 219 (1879); 21, 237; 18, 8.
- ⁵⁴ Clemens Heselhaus, in: Gottfried Keller, Sämtliche Werke und ausgewählte Briefe. Hrsg. von Clemens Heselhaus. Bd. 3, München 1958, S. 1321, 1320, 1324. Kellers Bemühungen um «Sprachrichtigkeit» zeigen sich überall im kritischen Apparat der «Sämtlichen Werke».
- ⁵⁵ 22, 113 und 108f. (1855).
- ⁵⁶ III, 1, 84f. (1882); III, 1, 107f. (1884).
- ⁵⁷ III, 1, 225 (1879; vgl. III, 1, 148 und 22, 174); III, 1, 168 (1873).
- ⁵⁸ IV, 243 (1884); III, 1, 491 (1883); II, 354 (1880); III, 1, 471 (1881); «Substanz»: Leonhard Beriger: Die literarische Wertung. Ein Spektrum der Kritik. Halle a. S. 1938, S. 113.
- ⁵⁹ I, 358 (1851); IV, 429 (1878); III, 2, 378 (1880).

- ⁶⁰ III, 1, 57 (1881; vgl. auch III, 1, 163). Der Begriff der «Reichsunmittelbarkeit» erscheint auch bei Fr. Th. Vischer: *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. Teil 3: Die Kunstlehre, Abschnitt 2: Die Künste, Heft 5: Die Dichtkunst.* Stuttgart 1857, § 846, S. 1197.
- ⁶¹ IV, 178 (1877); III, 2, 197 (1860). Federers Aufsatz über Arnold Ott in: *Alte und Neue Welt*, Jg. 39, 1904/1905, S. 96–103; leicht gekürzt in: Sigisbert Frick, Heinrich Federer. *Literarische Studien.* Luzern 1966, S. 122–137. Der Brief Heinrich Federers an Arnold Ott (14. April 1905) liegt im Arnold-Ott-Nachlass der Schweizerischen Landesbibliothek, Schachtel 53.
- ⁶² 1, 324 und 326. – Hingewiesen sei noch auf den schönen Essay von Paul Schaffner: *Gottfried Keller als Kunstkritiker.* In: *Gottfried Kellers Werke in 10 Teilen.* Hrsg., mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Zollinger in Verbindung mit Heinz Amelung und Karl Polheim. – 10. Teil: *Vermischte Schriften.* Hrsg. von Max Zollinger, Berlin ... (o. J.), S. 23–28.

Zweiundvierzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1973

Von den beiden Sorgenkindern unserer Gesellschaft, den Conrad-Ferdinand-Meyer-Ausgaben, nämlich der auf 15 Bände angelegten Historisch-kritischen Ausgabe und der siebenbändigen Leseausgabe, der sogenannten «Volksausgabe», standen für das abgelaufene Gesellschaftsjahr 1973 neue Bände in Aussicht. Der 9. Band der Historisch-kritischen Ausgabe gelangte denn auch im Frühjahr zur Auslieferung. Er enthält Meyers Dichtung «Engelberg» und umfasst 458 Seiten mit 14 Abbildungen. Sie illustrieren anhand von gut gewählten Beispielen die Entwicklung des handschriftlichen Textes. Den bereinigten Wortlaut bieten 86 Seiten; der Anhang füllt 372 Seiten mit auf weite Strecken synoptischer Darstellung der schwierigen Textverhältnisse. Die Bearbeitung besorgte Prof. Alfred Zäch, der ihr seine bewährte Sachkunde und die gewohnte minutiöse Sorgfalt angedeihen liess.

Für die Texte der siebenbändigen Ausgabe wird der Satz der Historisch-kritischen Ausgabe verwendet, so dass das Erscheinen der Volksausgabe an das Ausdrucken der entsprechenden Werke in dieser grösseren Ausgabe gebunden ist. Der ebenfalls für 1973 erwartete 3. Band der siebenbändigen Ausgabe mit dem Text von «Hutten» und «Engelberg» lag 1973 von Prof. Zächs Seite ebenfalls druckfertig vor und sollte früh im Jahr 1974 herauskommen. Trotz mehrfachem Drängen des Herausgebers und dem Hinweis, dass seit 1968 von dieser kleineren Ausgabe kein Band mehr geliefert worden sei und dass die Subskribenten nachgerade einen dringenden Anspruch auf das Erscheinen der von vielen vorausbezahlten restlichen Bände hätten, musste der Verlag auf den Herbst 1974 vertrösten; denn er stiess bei der Beschaffung des Einbandmaterials auf Schwierigkeiten.

Über die finanzielle Lage der Gesellschaft gibt der

Bericht des Quästors

Auskunft. Er legt für das Jahr 1973 folgendes dar:

«Die Betriebsrechnung für das Jahr 1973 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 1972		Fr. 3927.95
+ Einnahmen 1973	Fr. 7167.35	
— Ausgaben 1973	Fr. 6818.90	
Vermögenszunahme		Fr. 348.45
Vermögen am 31. Dezember 1973		Fr. 4276.40

Der Mitgliederbestand am Ende des Berichtsjahres betrug 239 gegenüber 246 vor Jahresfrist. 10 Neueintritte stehen 17 Austritten gegenüber, wovon 8 infolge Ablebens.

Die Erhöhung der Grundjahresbeiträge von Fr. 13.— auf Fr. 18.— für Einzelmitglieder und von Fr. 50.— auf Fr. 70.— für Kollektivmitglieder ergab, inklusive freiwillige Beiträge, Einnahmen von Fr. 5624.30 gegenüber Fr. 4792.99 im Vorjahr. Trotz Beitragserhöhung resultierte nur eine Mehreinnahme von Fr. 831.31. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass im Vorjahresergebnis von Fr. 4792.99 ein einmaliger freiwilliger Beitrag von Fr. 800.— enthalten ist. Am 31. Dezember waren 16 Mitgliederbeiträge noch ausstehend; sie sind aber in der Zwischenzeit teilweise entrichtet worden.

Von Stadt und Kanton Zürich sind wie bisher Subventionen von je Fr. 400.—, total also Fr. 800.— eingegangen.

Auf dem Sparheft der Schweizerischen Bodenkreditanstalt resultierte ein Bruttozins von Fr. 520.65.

Die Ausgaben für Verwaltung, Büromaterial, Drucksachen und Allgemeines beliefen sich auf Fr. 2896.25 gegenüber Fr. 2716.75 im Vorjahr. Die Erhöhung um Fr. 179.50 ist auf vermehrte Telefon- und Portiauslagen sowie auf die Verteuerung von Drucksachen zurückzuführen.

Das im Herbst durchgeführte Jahresbott verursachte nach Abzug der Einnahmen für den Eintritt einen Ausgabenüberschuss von Fr. 3700.25 gegenüber Fr. 3375.25 im Vorjahr. Die Mehrausgabe von Fr. 325.- ist einerseits bedingt durch die starke Abnahme der Teilnehmerzahl am Herbstbott (66 Eintritte gegenüber 110 im Vorjahr), andererseits durch die gestiegenen Insertionskosten für die Herbstbott-Einladungen.

Im Vergleich zum Vorjahr sind die Gesamteinnahmen um Fr. 634.51 auf Fr. 7167.35 und die Gesamtausgaben um Fr. 356.70 auf 6818.90 angestiegen. Dadurch schliesst die Rechnung mit einem Einnahmeüberschuss von Fr. 348.45 ab gegenüber Fr. 70.64 im Jahre 1972.

Da im Jahre 1973 der Band 9 der Historisch-kritischen Ausgabe der C.F. Meyer-Werke erschienen ist, wurde die Rückstellung für Bücher beansprucht. Diese betrug am 1. Januar 1973 für die erwähnte Ausgabe Fr. 7600.- und ist nun durch die Begleichung von Band 9 mit Fr. 4215.35 belastet worden. Für den noch zu liefernden Band 4 verbleibt eine Reserve von Fr. 3384.65. Zusammen mit der Rückstellung für die drei Bände der Volksausgabe von Fr. 1800.- beträgt die Gesamtreserve per 31. Dezember 1973 Fr. 5184.65.

Wie schon im letzten Jahresbericht erwähnt, muss – nun allerdings definitiv – der Fonds zur Erfüllung der in § 2 der Statuten vorgesehenen Aufgaben (Fr. 2000.-) zur Begleichung der durch die Teuerung verursachten Mehrkosten der noch ausstehenden Buchlieferungen verwendet werden, die durch die Vorauszahlungen der Mitglieder nicht mehr gedeckt sind.

Das Vermögen belief sich per 31. Dezember 1973 auf Fr. 4276.40. Daneben bestand mit einem unveränderten Saldo von Fr. 2000.- der Fonds zur Erfüllung der in § 2 der Statuten vorgesehenen Aufgaben.»

Die Prognose für die Entwicklung bei Erscheinen je eines neuen Bandes der beiden C.F. Meyer-Ausgaben zeigt, dass angesichts der fortschreitenden Geldentwertung unserer Rückstellungen und der wachsenden Herstellungs- und Lohnkosten im Druckgewerbe schon in den nächsten zwei Jahren schätzungsweise ein Fehlbetrag von rund Fr. 1200.- bei der Historisch-kritischen Ausgabe und von etwa Fr. 600.- bei der siebenbändigen Ausgabe entstehen wird. Auch die Betriebsrechnung für 1974 lässt einen Rückschlag um einige hundert Franken erwarten.

Das Stagnieren der C.F. Meyer-Ausgaben wird sich also in einer zunehmenden Belastung des Rechnungshaushaltes auswirken.

Die Rechnungsrevision bewies wie stets die einwandfreie Führung der Rechnung. Einzelheiten können beim Präsidenten eingesehen oder als Xerokopien bezogen werden.

Das Herbstbott fand Sonntag, den 4. November 1973, wie üblich umrahmt vom Spiel des Gret Weckemann-Wespi-Streichquartetts, im grossen Saal des Zürcher Rathauses statt. Den Vortrag über «Gottfried Keller als Literaturkritiker» hielt Dr. Rätus Luck (Schweizerische Landesbibliothek Bern). Er ist Verfasser einer 1970 veröffentlichten umfangreichen Monographie (654 Seiten, wovon 90 Seiten Literaturangaben, Anmerkungen und Register) gleichen Titels, einer übergewöhnlich gründlichen und mit ausgreifender Literaturkenntnis geschriebenen Darstellung. Weil Lucks Vortrag im Hinblick auf die verfügbare Redezeit gekürzt werden musste, ergänzte ihn der Autor für den Abdruck auf Wunsch des Präsidenten durch die nur aus äusseren und sozusagen zufälligen Rücksichten weggelassenen Partien. Auch fügte er in Anmerkungen die Stellennachweise und Literaturangaben bei, um die wissenschaftliche Benützbarkeit als Forschungsbeitrag zu erleichtern. Der Verwechslung des vorstehenden Abdrucks mit dem Buche von 1970 beugte eine Titeländerung vor, welche ihn eindeutig von der früheren Publikation abhebt. Der Vortrag ist ja auch keine blosser Wiederholung; Dr. Luck hat für ihn erneut vor allem die Randglossen Gottfried Kellers in den Exemplaren seiner von der Zentralbibliothek Zürich verwahrten Büchersammlung durchgearbeitet und noch tiefer ausgeschöpft. Sie enthalten Kritik in statu nascendi. So bietet der Vortrag manches Neue und

bisher Unbekannte. Er darf als vollwertiger Beitrag zur Gottfried-Keller-Literatur gelten, aus dem des Dichters eigenstes Profil sichtbar wird, seine Abneigung gegen alles «Gewäsche», gegen die «Gelehrttuerei», seine unkonformistische Zerzung des «absoluten Literaten-tums», der «korrupten und verwirrten Literaturzustände», – alles beherzigenswerte Warnungen in einer Zeit, für die Literaturkritik weithin zur Reklame geworden ist.

Der Vorsitzende benützte einleitend ein 1955 geschriebenes, aber erst kürzlich aus dem Nachlass veröffentlichtes Gedicht von Gertrud von Le Fort, dieser warmen Verehrerin Gottfried Kellers, worin sie den Verlust des «Herbergsraums» der Dichter in den «erkalteten Herzen» unserer durch das «Räderrasseln der gewalt'gen Maschinen» taub gewordenen und der Stille beraubten Epoche beklagt. Im Anschluss daran zog er auch Karl Fehrs Hinweis in dem 1972 erschienenen Band «Gottfried Keller. Aufschlüsse und Deutungen» heran, dass man selbst im Heimatkanton Gottfried Kellers die Pflege seines Werkes vernachlässige, wie auch seine Forderung nach einem Neudruck der vergriffenen Historisch-kritischen Ausgabe von Fränkel und Helbling. Fehr glaubt im Ausbleiben einer Wiederauflage «ein Indiz für die Umwertung, wenn nicht besser Entwertung aller Kulturwerte zugunsten selbstbewusster technokratischer Machtansprüche, eine Sinnentleerung» zu erkennen.

Diesen pessimistischen Perspektiven stellte der Präsident das Bemühen der Gottfried Keller-Gesellschaft gegenüber, solchem – um noch einmal Worte von Prof. Fehr zu zitieren – «allgemeinen kulturellen Selbstverlust in einem engen Bereich entgegenzuwirken». Ein Schritt auf diesem Wege sei der Vortrag Lucks, der Gottfried Keller sozusagen im «soziologischen» Zusammenhang des Literaturgeschehens vor und neben ihm zeige.

Das Schlusswort des Präsidenten wiederholte den im letztjährigen Jahresbericht zum Ausdruck gebrachten Dank für das grosszügige Legat von Herrn Adolf Arthur Knechtli-Kunz und reichte ihm einen weiteren an: die Würdigung der Schenkung von Herrn Dr. Hans Vetter in Frauenfeld aus dem Nachlasse seines Vaters, des Zürcher Anglisten Prof. Theodor Vetter. Dr. Hans Vetter hatte kurz vor dem Herbstbott eine reichhaltige Sammlung wertvollster Autographen und Dokumente von und über Conrad Ferdinand Meyer unserm Vorstandsmitglied Prof. Alfred Zäch zur freien Verfügung überwiesen. Zäch hatte ja gerade in der bei Huber in Frauenfeld erscheinenden Sammlung «Wirkung und Gestalt» einen Band «Conrad Ferdinand Meyer. Dichtkunst als Befreiung aus Lebenshemmnissen» (über 300 Seiten) veröffentlicht. Prof. Zäch hat diesen inhaltlich wie materiell kostbaren Bestand, Autographen von C.F. Meyer und seiner Frau Louise Meyer-Ziegler, Rezensionen, Zeitungsartikel und Photographien, im Einverständnis mit dem Donator uneigennützig an die Zentralbibliothek Zürich weitergeschenkt. Hauptstücke aus dieser Vergabung waren im Vestibül zum Rathaussaal ausgestellt: die schönen Aufnahmen des Meyerhauses in Kilchberg und der Aussicht von dort, von Meyer eigenhändig beschriftet, fast rührende Bekenntnisse zum eigenen Heim und Lebenskreis, und sechs Gedichte, worunter vier bisher unbekannte Texte. Sie sind von Prof. Zäch in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 4. November 1973 veröffentlicht.

In der abschliessenden Generalversammlung war neben den üblichen Traktanden ein zweiter Rechnungsrevisor zu wählen; an Stelle des zurücktretenden Direktors Hans Beat Gamper trat Herr Dr. iur. Paul Oswald in Glattbrugg.

Von Anlässen ausserhalb der Gesellschaft ist zu erwähnen, dass unser Sekretär, Herr Prof. Dr. Egon Wilhelm, während des Januars 1973 im Zyklus «Der Zürichsee als Kulturraum» der Volkshochschule Oberrieden je einen gut besuchten Vortrag über Gottfried Keller und über C.F. Meyer hielt.

War das Gesellschaftsjahr 1973 auch von Hemmnissen und trüben Aussichten belastet, so wird aus solchen Veranstaltungen doch ersichtlich, dass die Beschäftigung mit den beiden Dichtern, denen unsere Gesellschaft zu dienen sucht, nicht erlischt. Ein Glücksfall wie die Schenkung Vetter-Zäch aber enthüllt, dass im Stillen immer wieder gültige Kräfte über ihren Bestrebungen walten. Den Geschenkgebern mag das Bewusstsein, zu einem schönen Ziele mitgeholfen zu haben, mehr als alle Dankesworte bedeuten.

Der Präsident: Dr. Paul Scherrer-Bylund

Vorstand

Präsident:	a. Direktor Dr. Paul Scherrer-Bylund Beckhammer 32 <i>8057 Zürich</i>	Tel. 28 27 10
Vizepräsident:	a. Stadtpräsident Dr. Emil Landolt Winkelwiese 10 <i>8001 Zürich</i>	Tel. 47 21 00
Quästor:	Generaldirektor Dr. Oswald Aeppli Rebacherstrasse 3 <i>8700 Küsnacht</i>	Tel. 90 01 02
Aktuar:	Prof. Dr. Egon Wilhelm Ackerstrasse 8 <i>8610 Uster</i>	Tel. 87 37 25
Mitglieder:	Frau Dr. Verena Bodmer-Gessner Mühlebachstrasse 111 <i>8008 Zürich</i>	Tel. 47 55 39
	Direktor Hans Baer Stuketenstrasse <i>8332 Rumlikon</i>	Tel. 97 65 69
	Prof. Dr. Alfred Zäch Siriusstrasse 10 <i>8044 Zürich</i>	Tel. 47 75 39
Rechnungs- revisoren:	Vizedirektor Dr. iur. Paul Oswald Kirchensteig 10 <i>8152 Glattbrugg</i>	Tel. 810 49 60
	Dr. Fritz Beglinger Florastrasse 67 <i>8610 Uster</i>	Tel. 87 10 40

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempter, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Prof. Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»
1970: Prof. Dr. Hans Wysling, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»
1971: Prof. Dr. Paula Ritzler, «'Ein Tag kann eine Perle sein' – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller»
1972: Prof. Dr. Peter Marxer, «Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater»
1973: Dr. Rätus Luck, «Sachliches studieren ...' Gottfried Keller als Literaturkritiker»

